

Zum Jahreswechsel

Autor(en): **Brauchlin, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **40 (1957)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Jahreswechsel

Der Uebergang von einem Jahr zum andern stimmt besinnlich. Man schaut zurück in das Kaleidoskop der Vergangenheit und hinein in den Nebel der Zukunft. Der eine Blick — verwirrend durch das nicht einen Augenblick gleichbleibende Durcheinander der Gestalten und Zusammenhänge, der andere — groß und starr von Fragen an die Zukunft: Was kommt hervor, wenn der Nebel Tag für Tag zurückweicht? Bloß eine neue Umstellung des alten, wahnsinnigen Tumultes? Kann es so weitergehen? Und wenn er ein Ende nähme, was für ein Ende? — Sind wir wirklich so weit, daß wir denken müssen: besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende? Denn was ist aus dem Leben anderes geworden als ein Schrecken, bald für die einen, bald für die andern? Und war es nicht immer so, nur bald weniger, bald mehr, bald hier und bald dort? Ja, die Fragen stürmen auf einen ein; hier wieder eine: Wie haben es die Menschen nur ausgehalten, jahrtausendelang, zwischen Schrecken und Schrecken? Wie? Weil die Geschlechter in raschem Zuge wechseln, jedes das Leid und Weh des andern nur vom Hörensagen kennt, nur seinen Teil zu tragen hat und, merkwürdig genug, die Wunden vergißt, die ihm geschlagen wurden, kaum daß sie notdürftig vernarbt sind, die Not, die Schmerzen vergißt, und auch die *Ursachen* des kaum überstandenen Jammers. Wie wäre das sonst möglich gewesen: zwei Weltkriege innerhalb dreier Jahrzehnte, und heute, nach vier Jahrzehnten, hart am Rande des dritten!

Ich denke mir einen Menschen aus mit einer Lebensdauer von vielen tausend Jahren, der alles gesehen hätte, was geschehen war in den endlosen Zeitläuften, *gesehen* mit menschlichen Augen all das Blut, das mörderisch geflossen, *gehört* alle die Schreie der Verzweiflung, des Schmerzes, die von Milliarden Unglücklicher durch die Welt gellten, *begriffen* alles mit menschlichem Verstande und *mitgeföhlt* mit menschlichem Herzen. Ich kann mir den Menschen ausdenken, aber nicht, daß er es ausgehalten hätte; er wäre wahnsinnig geworden oder das Blut wäre ihm in der Brust erstarrt oder er hätte sich ins Meer gestürzt, wenn nicht schon vor Jahrtausenden, so doch ganz sicher im zwanzigsten christlichen Jahrhundert!

Also, ein Mensch, der dies alles ertragen hätte, ist nicht auszudenken; das müßte schon ein *Gott* sein. Und wahrhaftig, die nächsten-

und feindesliebenden Christen haben sich einen solchen ausgedacht, einen, der das ungeheuerliche Geschehen auf der Erde nicht nur *erträgt*, nicht nur *duldet*, sondern es *will*, es in Szene setzt, die Menschen unablässig dazu aufpeitscht.

Ich hadere selbstverständlich nicht mit dieser Phantasiegestalt, diesem Ebenbild des Menschen. Ja ich erkenne sogar eine gewisse Notwendigkeit seiner Erschaffung durch die Menschen. Sie mußten und müssen etwas wie einen Sündenbock haben, auf den sie die Ursache des ungeheuer Bösen, das sie selber erzeugen und erdulden, abwälzen können; sie ertrügen die Schwere der Schuld, selber die Urheber zu sein, nicht. Also deuten sie das selbstgeschaffene Elend zur göttlichen *Strafe* oder zur *Prüfung* oder zu einem Akt höherer, weiserer, dem menschlichen Verstande nicht zugänglicher *Gerechtigkeit* um. Ein bequemes Ventil, durch welches das überschüssige Schuldbewußtsein entweichen kann. Aber ein verhängnisvolles, denn es begünstigt die Anhäufung neuer Schuld. Ja man muß sogar sagen, daß diese Abwälzung der Schicksalsbildung vom Menschen auf eine imaginäre außermenschliche, niemandem verantwortliche Macht als die Tragik der Menschheit anzusehen ist, da diese dadurch nie zur Selbsterkenntnis gelangt, nie zu dem Punkte, wo sie zu sich selber sagt: *Es ist genug!*

Aber was sage ich Menschheit! Menschheit ist eine Menge von Einzelwesen, von denen beinahe alle im Grunde nichts anderes wünschen, als zu leben, sich zu regen, körperlich und geistig, und von der Sonne beschienen zu werden, das heißt: das kurze Dasein als ein *Glück* empfinden zu können. *Leben wollen* die Menschen, *nicht morden*.

Nicht daß ich behaupte, sie seien von Grund aus gut; sie sind aber auch nicht von Grund aus böse. Der Kampf ums Dasein wird ihnen aufgezwungen durch den Egoismus der kleinern Zahl. Aber mitten im Kampf ums Dasein, seht, welch ein unversieglicher Strom von Güte durch die Menschheit flutet! Wo ein Brand lodert, eine Lawine niederfährt, ein Beben die Erde erschüttert, ist sie da, hilfsbereit, tätig, mit weitem, offenem Herzen.

Das ist außer der Kurzlebigkeit der einzelnen Geschlechter die andere Ursache dafür, daß die Menschheit noch nicht an sich selbst zugrunde gegangen ist, die einzige große Hoffnung, die wir noch haben können.

Aber wie kommt es, daß diese Menschheit, durch die die Güte strömt, plötzlich wahnsinnig mordend über sich selber herfällt?

Die Menschheit, auch abgeteilt in Völker, ist Masse, Herde. Jede Herde muß einen Führer haben, einen Kopf, der für sie denkt, einen Vorläufer, dem sie nachfolgen kann. So war's von Anfang an. Und von Anfang an dachten die Führer nicht «Volk», nicht «Wir», sie dachten «Ich», und die Masse, die Herde, das Volk wurde ihnen als Macht zum Mittel für ihre schlauserfüllten Zwecke. Dazu mußten die Köpfe wirr, die Herzen fiebrig gemacht werden mit Ideen, die wilde Leidenschaften entfachen. Bald war das Vaterland, bald die Religion in Gefahr, das «Heiligste»! Da fangen die Herzen zu brennen an, da wird aus dem Mitmenschen der Feind, den man vernichten muß. «*Dieu le veut!*» trompetet und trommelt der Staat, predigt und läutet die Kirche. Kein Krieg, der nicht unter dieser Devise begonnen und durchgeführt wurde. Und welch ein Widersinn! — die Menschen, die nach Gottes Willen und Weisung in den Krieg ziehen, beten zu ihm um Frieden, zu ihm, von dem sie sagen, daß seine Entschlüsse unwiderruflich und gut seien und dem Menschen zum Heile gereichen! Warum ihn denn umstimmen wollen?!

Aber dieser Widersinn ist nicht das Schlimmste; wem es gefällt, in den Irrgängen des theologischen Labyrinths umherzuirren, möge es tun.

Schlimm und verhängnisvoll daran aber ist der Glaube an die *Herkunft des Schicksals von außen*; der *Fatalismus* christlicher oder mohammedanischer oder anderer Prägung ist ein *Menschheitsunglück*. Denn in diesem Glauben fühlen sich die Menschen als Instrumente einer höheren Macht, fühlen sich außer Verantwortung und auch außerstande, das Leben nach eigener Einsicht, eigenem Willen und mit eigener Kraft zu gestalten, damit es das würde, wonach sie sich sehnen: *ein Dasein in Frieden, ein Füreinandersein von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk*.

Diese Wandlung im Denken zu fördern halte ich für eine der bedeutendsten Aufgaben aller unbefangenen ins Leben blickenden Menschen, und ich rufe im besondern die Gesinnungsfreunde in der Freidenkerbewegung auf, in diesem Sinne an der Schaffung einer *wirklichen* Kultur, eines gütig und vernünftig gepflegten Menschen-daseins zu arbeiten.

E. Brauchlin.

*Es stirbt der Feige oftmals, eh' er stirbt;
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod.*

Shakespeare